

RH Erew 5772 (München 2011)

Heute Abend feiern wir den Anfang des neuen jüdischen Jahres, auf den wir uns schon lange vorbereitet haben. Rosch ha-Schana ist ein wesentlicher Teil unseres Kalenders, ein poetischer Übergang zu einem neuen Aufbruch. Wie jede Poesie wird Rosch ha-Schana erlebt, genossen, gefeiert, ohne dass wir den anderen – besonders denjenigen, die außerhalb unseres Kalenders und seiner Dichtung stehen – auf eine einfache Weise erklären können, worum es bei Rosch ha-Schana eigentlich geht. Beim Jom Kippur ist jede Erklärung naheliegend, weil das Stichwort Versöhnung von jeder Person intuitiv erfasst wird.

Was aber mit Rosch ha-Schana, dem Haupt des Jahres? Vielleicht ist die einfachste Antwort: Wir feiern die Welt, die Schaffung der Welt, in der wir leben, in der wir unseren Ort oder Beruf oder unsere Aufgabe gefunden haben und unsere Pflichten erfüllen. Diese Welt feiern wir, die heute unserer Tradition gemäß vor den symbolischen 5772 Jahren erschaffen wurde. Das Hebräisch hat für die Welt das Wort *Olam*. Dieses Wort weist auch auf eine entfernte Welt hin, und damit auf etwas Verborgenes. Die jüdische Mystik benutzt diese Doppeldeutigkeit, um diese Welt als eine nicht reale Fassade zu erklären, die uns vom Göttlichen, von Gott trennt. Nicht, dass diese Trennung so schlecht wäre, denn wenn Gottes Gegenwart durchaus sichtbar wäre, würden wir gar nicht frei sein, um uns für etwas entscheiden zu können, um optimalerweise das Gute wählen zu können. Deswegen kann unsere Welt als eine nötige Fassade verstanden werden, hinten der sich Gott versteckt. Dieser Gedanke der jüdischen Mystik erinnert uns an die empirische Philosophie des 18. Jh. in England, die an der Realität der physischen Welt zweifelte (genannt sei George Berkley). Ähnlicher Gedanke findet sich schon im Midrasch Rabba, der von *Olam sheker* und *Olam emet* spricht, von der Welt des Unwahren und der Welt der Wahrheit.

Was ist jedoch so unwahr an unserer Welt, in der wir leben? Wenn wir an das vergangene Jahr denken, an die normale Welt, an die wir gewöhnt sind, fühlen wir nicht so viel Raum für die metaphysischen Spekulationen, wenn wir den kompromisslosen Ereignissen wie Erdbeben oder Tornados gegenüberstehen. Alles scheint greifbar und fühlbar zu sein. Auch im positiven Sinne scheint uns alles unmittelbar zu sein – wir

Menschen haben den Mond betreten, die Sonne analysiert, die Entwicklung unserer Welt, unseres Kosmos entdeckt und studiert. Doch wenn alles so verständlich ist, kann uns nicht gerade diese Erkenntnis erschrecken, können uns die unglaublichen räumlichen Dimensionen unserer Welt (unseres Kosmos) sogar demotivieren? Im August habe ich auf einem anderen Kontinent mit einer älteren Dame gesprochen, für die die unermesslichen Dimensionen unseres Kosmos eine Nichtigkeit darstellten, eine Sinnlosigkeit, in der man sich verliert. Ich kann diese Argumentation nachvollziehen, weil jeder von uns einige dieser Gedanken schon einmal hatte, wenn er über die Unendlichkeit oder die Ewigkeit nachgedacht hatte.

Ich glaube jedoch, dass die unermesslichen Dimensionen des Makrokosmos mit den geheimnisvollen Dimensionen des Mikrokosmos verbunden sein müssen. Ich spreche von den Atomen, aus denen unsere sichtbare Welt besteht. Welche Dimensionen herrschen in einem Atom? Stellen wir uns eine Konzerthalle vor, die 100 m hoch ist. Wenn man sich den Atomkern als einen Stecknadelkopf auf dem Boden dieser Konzerthalle vorstellt, sind die Elektronen der Atomhülle wie Staubkörnchen auf der Decke. Der Rest der Konzerthalle ist leer, einfach leer. Die ganze sichtbare Welt, jedes Atom des Machsor, den wir in der Hand halten, jedes Atom in unserem Körper ist zu mehr als 99 Prozent abwesend. Warum spreche ich davon heute? Erstens, weil die erwähnte unermessliche Dimension der leeren Makrowelt mit den Geheimnissen der leeren Mikrowelt unsere Welt ausmacht, dessen Anfang wir am RH feiern. Zweitens, weil uns dieser Gedanke mit dem Konzept unserer Tradition verbindet, das für RH wichtig ist – *Jira*, als Furcht übersetzt. Es handelt sich mehr um die Ehrfurcht, die als Hochachtung, Respekt von der Würde, Erhabenheit einer Person, eines Wesens verstanden wird. Das Substantiv *Jira*-Furcht prägt auch als ein Adjektiv den Titel dieser besonderen Zeit – *Jamim noraim*, die Tage der Ehrfurcht. Die Ehrfurcht ist in unserem Machsor durch den Ausdruck *Jirat Schamajim* erweitert, die Ehrfurcht vor dem Himmel.

Was ist ein Himmel? Das hebräische Wort *Schamajim* wurde als eine Verbindung zweier Worte verstanden: *Scham* und *Majim* (ein Ort, wo es Wasser gibt), oder auch zweier anderer Worte: *Esch* und *Majim*, Feuer und Wasser, die gegeneinander sind: Feuer erwärmt, versengt aber auch, Wasser erhält am Leben, zerstört aber auch. Beide gehören zusammen. Als wir vom Waldbrand in Israel gelesen hatten, haben wir uns viel, viel

Wasser an dem Ort gewünscht. Als die Überflutungen Europa erreichten, war das intensive Feuer, das Verdampfen des Wassers, nur ein theoretisches Ziel. Trotzdem gehören beide Elemente zusammen. Mögen wir lieber Feuer – Hitze, Strand, Wüste –, oder mögen wir lieber Wasser – Kühle, Schnee, Schwimmen? Jede Person hat andere Präferenzen. Nach dieser Identifikation mit dem einen oder anderen Aspekt – stellen wir uns das Gegenteil vor, das wir nicht mögen. Dieses Gegenteil steht symbolisch für alles und jeden, der anders ist, als wir erwarten oder hoffen. Rosch ha-Schana lädt uns ein, sich mit dem Gegenteil unserer Erwartungen zu beschäftigen, um zu verstehen, dass Himmel-*Schamajim* aus zwei Elementen besteht, die gegeneinander laufen, aber erst zusammen den Himmel ausmachen. *Jiraj Schamajim*, die Ehrfurcht vor dem Himmel bedeutet, dass man sich in der Mitte treffen muss, dass sowohl Feuer als auch Wasser Zugeständnisse machen müssen, damit wir nicht nur *Schamajim*-Himmel in ihrem Extremen distanziert wahrnehmen, sondern auch *Jirat Schamajim*, die Ehrfurcht vor dem Himmel persönlich erfahren. Wenn wir es schaffen, können wir im siebten Himmel sein.

Dies ist auch eine talmudische Vorstellung, weil Tanach sieben Worte für den Himmel findet, dementsprechend müsse es sieben Himmel geben (Chag 12b). Diese Legende können wir jedoch praktisch nutzen: Während der kommenden zehn Tage bis zum Jom Kippur lasst uns sieben Kategorien des Himmels als Ansporn zum Nachdenken über sieben Gegensätze zu nehmen, sei es in Bezug auf einen Ort, ein Ereignis, eine Person oder eine Geschichte. Ich bitte uns alle um diese RH- Hausaufgabe: Schreiben wir in den nächsten zehn Tagen diese sieben Worte auf.

Wir sehen, dass uns die Überlegungen über den abstrakten Himmel zum konkreten Hier und Jetzt bringen, zu Beth Shalom an Rosch ha-Schana in die neuen Räumlichkeiten an der Steinerstraße. Als wir unsere letzte Tefilla an dem alten Ort abhielten, erinnerten wir uns an die fünf unterschiedlichen Orte, an denen sich unsere Gemeinde seit ihrer Begründung insgesamt (nicht nur nacheinander folgend) befand (Trudering, Freiman, Solln, Heinrich-Herzog-Straße, Isartalstraße). In einem telefonischen Interview mit einer englischen Journalistin vor einigen Wochen habe ich betont, wie bewundernswert die Geschichte von Beth Shalom ist, ja sogar mit einer kosmischen Entwicklung verglichen werden könnte: Beim Big Bang hatte innerhalb von minimaler Zeit (10 hoch minus 11 Sekunden) die Materie die Antimaterie überwogen,

und die sichtbare Welt ist entstanden. Auch Beth Shalom hat innerhalb minimaler Zeit von nur 16 Jahren bewundernswert die Stufe erreicht, auf der wir uns jetzt befinden, sowohl räumlich als auch strukturell. Die Parallele zwischen der kosmischen Expansion dieser Welt und unserer Gemeinde führt uns nicht nur zu den räumlichen und strukturellen, sondern auch den inhaltlichen Aspekten. Was ist eine Gemeinde? Was macht eine Gemeinde aus? Dieser Gedanke beschäftigte mich während unserer überhaupt schwierigsten Phase, als wir am Schabbat Sukkot vor fast einem Jahr teilweise ausgebrannt sind und für Simchat Tora und die folgenden Schabbatot der nächsten zwei Monate einen Ort finden und die Tora hintransportierten mussten, zusammen mit den Siddurim und dem Schabbat-Zubehör.

Es war sicher eine demonstrative Erfahrung der Wanderung der Israeliten in der Wüste, es war aber auch eine existenzialistische Prüfung, bei der der Schulunterricht und die Büroarbeit von alternativen Orten gemacht werden mussten. Dabei dachte ich: Was ist eine Gemeinde? Was macht eine Gemeinde aus? Der Gedanke setzte sich fort, als wir in die alte Gemeinde zurückkamen, doch alle unsere Sachen, die übrig geblieben waren, all unser Besitz in einen kleinen Raum hineinpassten. Die Antwort, die ich mir schließlich gegeben habe, hatte die Züge des sogenannten Synergismus: Unsere Gemeinde ist immer größer als die Summe ihres Besitzes, größer als die Summe ihrer Mitglieder, größer als die Summe ihrer Probleme. Beth Shalom ist ein Konzept, das unter uns existiert, zu dem wir uns nähern oder von dem wir uns entfernen, ein Konzept, das weiter bestehen bleibt, weil es größer ist als das Wahrgenommene.

Fünf unterschiedliche Orte hat unsere Gemeinde erlebt, dieser ist der sechste Ort. In Bezug auf unser zukünftiges Projekt habe ich in der Gemeinde ein Bedenken mitbekommen, ob es nicht hier eine Endstation sein wird. Ich bin unermesslich dankbar, dass wir hier sind, in den neuen Räumlichkeiten mit neuen Chancen, mit viel Licht, mit einem Büro, das ich nach fünf Jahren meines Rabbinats bekomme, mit positiver Atmosphäre und mit großen Hoffnungen für die kommenden Jahre. Ich weiß aber auch, dass es nur der sechste Ort ist und dass wir noch nicht im siebten Himmel sind. Doch den siebten Himmel müssen wir uns erst verdienen. Der sechste Himmel wird im Talmud als *Machon* bezeichnet, ein Ort, wo das mächtige, aber auch zerstörerische Potenzial gelagert ist: Schnee, Hagel, Tau, Sturm. Das soll der sechste Himmel sein? Ja, aber es muss

vernünftig gelagert werden, weil jedes Element seine eigene Berechtigung hat. Die Arbeit im sechsten Himmel beginnt mit der Introspektion über die notwendigen Gegensätze von Feuer und Wasser, ihre nötige Koexistenz und ihre gemeinsame Kommunikation, die zu einem Zusammenkommen in der Mitte führen soll. Rosch ha-Schana dieses Jahres lädt uns zu dieser Arbeit am sechsten Himmel ein, für die ich ein Beispiel habe.

Es sind die fast 10 000 Wissenschaftler, Physiker am Teilchenbeschleuniger CERN, die versuchen, in Gottes Laboratorium hineinzuschauen, um die Geheimnisse bei der Schöpfung der Welt zu entziffern (um die Naturkräfte zu erklären, fehlende Higgs-Teilchen nachzuweisen, um zu erklären, wie Materie ihre Masse erhält, sogar um andere Dimensionen unserer Welt zu entdecken). Das riesige Team der Wissenschaftler ist jedoch selber ein Ziel der soziologischen Untersuchungen: Wie kann so eine große Gemeinde, eine Schicksalsgemeinschaft mit höchst ambitionierten Leuten funktionieren? Das Ergebnis der Beobachtungen sagt: „Autorität stützt sich auf Expertise, nicht auf Positionen. Es gibt keine Chefs, sondern Koordinatoren und gewählte Sprecher. Sie geben keine Anweisungen, sondern versuchen, zu überzeugen und Konsens zu schaffen.“ Es ist ein modernes Beispiel des Triumphs des Kollektivs.

Wir sollen jetzt die jahrelange Arbeit an unserem symbolischen sechsten Himmel anfangen, um eines Tages in den siebten Himmel gelangen zu dürfen. Dies müssen wir uns zuerst verdienen, im konkreten finanziellen wie auch im symbolischen ethischen Sinne.

Der siebte Himmel wird im Talmud (Chag 6a) als *Arawot* genannt, als ein Ort, wo sich Gerechtigkeit und Barmherzigkeit treffen, also wieder zwei andere gegensätzliche Konzepte, die nebeneinander stehen, damit Schalom und Beracha herrschen und wo sich Seelen derer befinden, die erst geboren werden. Diese talmudische Bemerkung sehe ich als eine zukünftige Gemeinde und alle, die uns erst finden müssen und sollen, um zu bekommen, was sie suchen. Dazu jedoch müssen wir zuerst die Arbeit des sechsten Himmels schaffen.

Möge uns dabei Rote Beete helfen. Warum Rote Beete? Am Rosch ha-Schana gehören zum festlichen Tisch auch symbolische Essensarten, deren Namen auf Hebräisch ein Wortspiel auf ein Verb ist, mit dem wir uns etwas wünschen. Das Wort für die Rote Beete-*Sselek* ist ein Wortspiel auf das Verb *hisstalek*-Weggehen, sich zurückziehen. In

der Beracha bezieht es sich auf *Ojewejnu*- unsere Feinde, unsere Gegner. Wir sollten aber das Verb *hisstalek* auch in der grammatikalisch reflexiven Form auf uns beziehen: Wir sollen uns von der Idee entfernen, dass wir Gegner haben. Und wir sollen auf das Ausüben jeder Gegnerrolle verzichten. Möge uns dazu Rote Beete helfen, genauso wie die dazu zugehörige Beracha, die ich am Ende aussprechen möchte:

Jehi Razon milfanecha, Adonaj Elohejnu wElohej Awotejnu weImotejnu schjisstalku Ojewejnu – Möge es Dein Wille sein, unser Gott und Gott unserer Vorfahren, dass sich unsere Gegner zurückziehen, dass wir nicht versuchen, Gegner zu spielen und dass wir uns von der Idee entfernen, Gegner zu haben.
Ken jehi rason.